

## Fünf Tage New Orleans



Die Canal Street ist topographisch und historisch gesehen so etwas wie das Rückgrat von New Orleans. Sie nimmt ihren Ausgang am Mississippi und trennt den Gründungsort der Stadt, das French Quarter, von Downtown, das man heute Central Business District nennt. An den CBD wiederum grenzen im Westen fächerförmig, dem Flusslauf folgend, die bürgerlichen Quartiere des 19. Jahrhunderts: der Garden District mit den prachtvollen Villen und Uptown mit seinen landesweit renommierten Universitäten. Auf ihrem Weg nach Norden verliert sich die Canal Street aber alsbald im Weichbild der Stadt, wird zum Highway ohne irgendein urbanes Gesicht.

April 2006, vier Personen reisen nach New Orleans. Der eine ist gebunden an seine Aufgabe, in den Stadtbauwelten auf die ungestellten Fragen seiner Leser zu antworten, und die betreffen diesmal Katrina, die Katastrophe, den Wiederaufbau und wie es so steht. Der Zweite ist der bewährte Fotograf. Ein Dritter hat sich der Gruppe angeschlossen und ist zu nichts verpflichtet. Übrig bleibt eine Aufgabe für die vierte Person, und die lautet: Wo finden wir Fremden die Stadt jenseits der Katastrophe, die Stadt, von der es heißt, dass die Luftfeuchtigkeit die Stimme eines Saxophons so weit trägt, dass man den Bläser nicht mehr orten kann. Man geht dem Klang nach und findet ihn nicht. New Orleans, so die Lektüre vor der Reise, sei Amerika so unähnlich wie ein Atoll, auf dem Gewächse gedeihen, die für die Gegend völlig untypisch sind.

Am frühen Abend nach unserer Ankunft ein kurzer Gang durch die Canal Street, die sich kilometerweit von Südosten nach Nordwesten, vom Mississippi bis zur Höhe des City Park zieht, und der City Park mündet fast schon in den Lake Pontchartrain. Wir befinden uns, was wir vorerst



nicht wissen, auf einer geraden Achse zwischen dem gewundenen Fluss und dem riesigen, platten See, uferlos wie ein Meer. Die Stadt ist von beiden Seiten eingebettet in Wasser, weshalb ihre Gründer sie zuerst „L' Ile de New Orleans“ nannten, später dann Crescent City. Das hat mit der tiefen, sichelförmigen Schleife des Mississippi zu tun, in die sich die Innenstadt einbettet. In meinem Lexikon steht unter Crescent City als Übersetzung einzig das Wort New Orleans, als ob es keine andere Stadt ähnlichen Zuschnitts gäbe. Ich habe gelesen, dass die Stadt 907 Quadratkilometer groß ist, 468 Quadratkilometer davon sind Land und 439 Quadratkilometer Wasser. Das Wasser sei der Dämon, sagt man hier, immer haben die Menschen von New Orleans das Wasser gefürchtet und es zugleich ignoriert, damit ihm keine Macht zuwachse. Der Weg am Ufer des Mississippi, Moonwalk genannt, ist gerade mal gut für ein Aufatmen, wenn man zu lange allein war. Der Name Lakeview im Stadtplan besagt gar nichts. Im Süden, dort, wo wir uns befinden, trennt die Canal Street das French Quarter vom Central Business District.

Auf beiden Seiten der Tramschienen gehen just die Straßenlaternen an. Sie stehen dicht an dicht wie eine Allee und sind ganz eindeutig Geschichte, sie gehören zu irgendeiner guten alten Zeit, die es nicht mehr gibt. Wir sehen zwei Schichten von Häusern, vorn der zersplitterte Straßenrand aus der guten alten Zeit, dahinter die sich vereinzelnden Hochhäuser aus den vergangenen vierzig Jahren, die der gerade noch spürbaren Straßenkante über die Schulter sehen. Beinahe aus jedem Blickwinkel: leer stehende Theater oder Kinos oder Festsäle, auch in den Nebenstraßen. Lücken mit Parkplätzen, Parkhäuser mit geschlossenen Fassaden. Die Erdgeschosse in der noch immer herrschaftlich anmutenden Straße enttäuschen und verwirren. Nach je zwei Läden fehlt einer. Was da ist, ist billig, Drugstores, Schnellrestaurants, T-Shirts, Voodoo. Was mit Holzbrettern verschlagen ist, könnte einmal Louis Vuitton gewesen sein oder es gerade wieder werden. Oder ein Wettbüro. Oder eine französische Bäckerei. Wir fragen nach einem Buchladen. Da wäre einer in der Canal Street, sagt das Architekturbüro. Da ist keiner mehr in der Canal Street,





Selbst dort, wo das Prinzip der Blockrandbebauung aus der französischen Kolonialzeit nach der Unabhängigkeitserklärung der USA weitergestrickt wurde, ist das europäische Erbe schüttere geworden. Aus der zweiten Reihe marschieren seit den 60er und 70er Jahren banale Bürohochhäuser auf das alte New Orleans zu. Es wird Kullisse, vier Geschosse leer.

Die Bourbon Street, vorgeblich verrückter Ort des Lasters, zeigt sich heutzutage patriotisch mit Stars and Stripes.

Nächste Seiten: Im Warehouse District geht es ziviler zu. Der Hafen von New Orleans war durch die Gesetze der globalen Transportlogistik schon vor Katrina bedeutungslos geworden. Die alten Lagerhäuser warten auf neue Nutzer. Einige der Speichergebäude sind frisch gestrichen und beherbergen nun Ateliers, Lofts, Fitnessstudios, Dancefloors, Restaurants oder bieten einfach Platz. Viele Branchen bleiben.

sagt der Hotelier. Wenn ich ein Restaurant oder ein Geschäft empfehle, sagt Irene Keil, die Architektin aus Deutschland, der wir erst später begegnen, weiß ich nie, ob es immer noch existiert. Was sie sagt, hat mit Katrina zu tun und hat nicht mit Katrina zu tun. Die Stadt verfällt, langsam, stetig und seit vielen Jahren. Wie der Diable Boiteux von Lesage, der die Macht hat, die Dächer anzuhäben und ins Innere der Häuser zu sehen, hat der Sturm bloßgelegt, was ist. Bei dem ersten zerstörten Haus, das wir am nächsten Morgen in der Magazine Street sehen, fragen wir nach. Not Katrina, sagt die Lady im Vorgarten und deutet auf den Haufen verkanteter Balken, Bretter und Fensterrahmen auf dem Grundstück nebenan, just pure neglect. Sie selbst bewohnt ein neues Haus im Colonial Style, das unter Ensembleschutz steht. Bisher hat man ihr aus Gründen der Authentizität verboten, Jalousien anzubringen. Wir sehen durch die schmalen, raumhohen Fenster auf kleine Tische mit Blumenarrangements, davor liegt die typische von blühenden Sträuchern überwucherte Terrasse, es folgt der knappe Rasen, dann wieder blühende



Sträucher, die über dem schmiedeeisernen Gitter hängen. Auf der anderen Seite des Gehwegs haben die Wurzeln der dicken Straßenbäume das Pflaster gelockert. Hier also fängt der Garden District an. Die Buchhandlung, nach der wir so lange vergeblich gesucht haben, finden wir am Ende des Garden District, dort, wo die kolonialen Villen längst schon wieder von bescheidenen Reihenhäusern abgelöst wurden. In einem dieser Häuser, völlig unerwartet, präsentiert sich Octavia Books in hochmodernem Design, eine klassische europäische Buchhandlung, wie wir sie uns hierzulande zurückwünschen. Keine Frage bleibt unbeantwortet, jeder unserer Bücherwünsche wird erfüllt. Kurz vor der Dunkelheit, am ersten Abend: verirrt in die Bourbon Street, die Mittelachse des French Quarter, das hier immer noch Vieux Carré heißt. Die Straße gerade abgespritzt, die Lichter hinter den offen stehenden Türen blasse Inseln im Dunkeln. Die Musik falsch, die Gerüche falsch. Türsteher halten Schilder hoch und rufen in die Gegend. Niemand ist gemeint. Wir retten uns ins Déjà Vu, eine Kneipe mit Ventilatoren und Fritten. Dünnes Bier aus

hohen Bechern. Über der Theke ein Druck von Edward Hopper. Der Polizist an der Theke kauft Warmes in Plastik. Ein dumpfer Schuss, und wir wären wie in ein Filmstill von Tarantino versetzt. Die Zeche macht sieben Dollar. You need any change, fragt der Barkeeper mit der Zwanzig-Dollar-Note in der Hand. Wir beginnen uns an hohe Trinkgelder zu gewöhnen. Für Anfänger von New Orleans der falsche Anfang.

Die Bourbon Street ist nicht das ganze French Quarter. Parallel dazu, zwei Blocks weiter nach Süden, die Chartres Street. Hier bricht Licht aus Schaufenstern mit Arts et Décoration à la Française, ein Geschäft neben dem anderen, Kronleuchter über Kronleuchter im Maßstab 1:1,5, riesig und funkelnd und fast nicht mehr wahr, Interieurs aus der guten alten Zeit, als der Süden noch der Süden und Frankreich der Maßstab, aber New Orleans noch viel mehr als der Süden war. „Keine Stadt ist je heißer geliebt und heftiger besungen worden. Von den eigenartigsten Leuten. Von den Abkömmlingen der Sklaven wie von den Nachkommen der Plantagenbesitzer, von Meisterköchen, Karne-





valprinzen, Dramatikern, Romanciers, Tanzlehrern, Piano-professoren, Bänkern, Anwälten“, schreibt Carol Flake. Ihr Buch nennt sie „Behind the Masks of America’s Most Interesting City“.

Von dem einarmigen Barkeeper im Tujaque heißt es, er mixe Drinks, bei denen er die Schichten der einzelnen Zutaten getrennt hält, die sich farblich unterscheiden. Der Gast trinkt sich mit einem Strohhalm durch die Schichten und schmeckt sie zuerst alle einzeln, bis sich ihr Geschmack auf seiner Zunge vermischt.

Roy Guste, geboren in New Orleans, in fünfter Generation Besitzer von Antoine’s Restaurant, gilt als Maitre der kreolischen Küche. Seine Vorfahren kann er zurückdatieren bis zum Gründer der Stadt, Jean Baptiste Le Moyne Sieur de Bienville. Roy Guste schreibt heute Kochbücher und anderes, und was er schreibt, klingt so: „Ich bin Kreole. Eine Palette von Weiß, Braun und beinahe Schwarz, alle Schattierungen inbegriffen. Ich habe die Farbe der Papiertüten aus dem Supermarkt, ich bin Café au Lait, ich ähnele den Beignets aus dem Café du Monde, ich esse rote

Bohnen, aber niemals schwarze, manchmal am Donnerstag, montags immer. Ich lache. Ich bin der in der Ecke, der lacht.“

Im Central Business District jenseits der Canal Street, wo wir wohnen, irren wir jeden Morgen durch die Blocks, die ab und zu von einem Hochhaus besetzt sind und am Straßenrand wenig charakteristische Merkmale aufweisen. Die etwas überdimensionierten Messingschilder neben den Eingängen blitzen. Jeden Morgen halten wir von neuem nach einem französischen Frühstück Ausschau, das es hier möglicherweise überhaupt nicht gibt. Wir gehen weiter nach Süden, Richtung Warehouse District, Richtung Mississippi, den man von hier aus nicht sieht, nur fernab das feine Gespinnst der Greater New Orleans Bridge. Nahe am Ufer ein Convention Center, zwei Museen, ein Casino. Im Warehouse District finden wir die meisten rosa Pappschilder mit der Konzession zur Wiedereröffnung, im Warehouse District trinken wir im Eckladen einer ehemaligen Kaffeerösterei gegenüber dem D-Day-Museum unseren Cappuccino, im Warehouse District wird morgen das Restau-



rant Le Cochon eröffnet, an dem Irene Keil mitgearbeitet hat und für das die Stühle schon fertig waren, als Katrina kam und die Werkstatt ihres Mannes im Lower Ninth Ward überflutete. Der Warehouse District wirkt stabil, die kleinen Lagerhäuser sind frisch gestrichen, die großen Industriebauten gut erhalten, einige werden zu Wohnungen umgebaut, dazwischen Straßen mit schönen kleinen Backsteinbauten in Reihe, Rundbögen im Erdgeschoss, oben hohe französische Fenster. Am Straßenrand stehen hier wie überall in der Stadt die bildschönen großen Pickups mit getönten Scheiben. Die Fahrer sitzen und warten, hören Hip-hop, nicht Jazz, aber wenn sie fahren, stimmen sie sich mit Blicken aufeinander ab, verzögern, wenn nötig, beschleunigen ohne Eile, lassen dem anderen den Vortritt oder lassen sich von ihm den Vortritt einräumen.

Noch vor dem hochgeständerten Expressway, der mit seinem Gewirr von Abfahrten den Weg versperrt, beginnt die Magazine Street, von der wir wissen: Es ist eine berühmte Einkaufsstraße. Wir stehen am Anfang und sehen: kleine Industriebauten, große Parkplätze, viele Einfahrten, Straßen-

bahnschienen, verödet und überwuchert. Über den Hochspannungsleitungen hängen die glücksbringenden Ketten, die noch von Mardi Gras übrig geblieben sind. Kein Geschäft weit und breit. Von den Fahrbahnen wirbelt der Wind den Sand hoch auf. Nur Anfänger gehen eine solche Straße zu Fuß. Eine Stunde und mehr dauert es, bis die Magazine Street zur Ladenstraße, zur Caféhausstraße, zur Straße der Studenten wird. Wir begreifen endlich, dass alle Zeitangaben im Führer, die einen Ort zum anderen in Relation setzen, in Autominuten angegeben sind. Morgen werden wir ein Auto mieten.

Wenige Monate nach Katrina erschien unter dem Titel „My New Orleans“ eine Liebeserklärung in Geschichten, geschrieben von Dichtern, Musikern, Köchen, Restaurantbesitzern. Die Restaurantbesitzer sind die Poeten, die Dichter reden vom Essen. Louis Armstrong unterschrieb seine Briefe mit „red beans and ricely yours“. Fats Domino gilt als Schutzherr der Bürgerbewegung für den Wiederaufbau. Rosemary James schreibt in der Einleitung: „Die Stadt produziert seltsame Blendings: Das beste italienische Restau-





Nach Mitternacht ist in New Orleans niemand mehr unterwegs. Nicht weil es in der Stadt gefährlich ist, sondern weil kaum jemand mehr dort lebt. Wer sein Auto im Parkhaus stehen lässt, ist auf dem Weg woandershin. An der North Rampart Street liegt der Louis Armstrong Park, keine zwei Blocks weiter steht eines von vielen Häusern, die von ihren Bewohnern verlassen und von ihren Eigentümern aufgegeben wurden. Auch der verbeulte Pickup mag auf Dauer am Straßenrand abgestellt sein.

Nächste Seite: Musiker, die in New Orleans geblieben oder dorthin zurückgekehrt sind, spielen im Café du Monde am Rande des French Quarter die alten Klassiker des Jazz. Viele der legendären Clubs allerdings, wie das Dew Drop Inn, wurden schon Jahre vor der Katrina-Katastrophe geschlossen.

rant im French Quarter hat ein Ire namens Ralph Brennan eingerichtet, während der italienische Küchenchef Greg Piccolo seine Gäste im Bistro vom Maison de Ville mit französischen Vorspeisen verwöhnt. Die Engländerin mit dem fabelhaften Namen Susan Spicer hat in New Orleans die Nouvelle Cuisine eingeführt, sie dann aber ein bisschen karibisch verschnitten. Die heißeste Latinomusik in Town wird von den Los Hombres Calientes unter der Leitung von Irvin Mayfield gespielt, der als die jüngste afro-amerikanische Jazzsensation gilt. Der beste italienische Schlagersänger seit Frank Sinatra ist der Ire Harry Connick jr. aus New Orleans.“

Nicht wissend, wo wir wirklich suchen sollen, verirren wir uns am Abend in das berühmte Jazzrestaurant Palm Court, hören einer Big Band zu, gehen enttäuscht wieder fort, fallen in den ebenso berühmten Snug Harbour ein, wo man nicht wirklich auf uns gewartet hat, drängen uns eine Weile an der vollen Bar vom Spitted Cat gegenüber, wo ein unbekannter Gitarrist mit ein paar Freunden spielt. Eine Regenwand riegelt den Eingang ab. Wir befinden uns



im Viertel Faubourg Marigny, das östlich an das French Quarter anschließt und, wenn wir es richtig verstanden haben, eine von Studenten und Künstlern bevorzugte Adresse ist, so etwas wie Prenzlauer Berg in Berlin, aber man muss es sich ganz anders vorstellen, die Häuser mehrheitlich zweigeschossig, die Straßen dunkel, hinter den Veranden brennt spärliches Licht, der Regen hat die Straßen leer gefegt. Von der Frenchmen Street zu Donna's an der Ecke North Rampart ist es ein weiter Weg. Auf Donna's schwören die Literaten, allen voran Rob Walker. Am ersten Abend hat Donna's geschlossen, weil Charlie, der Mann hinter der Bar, sagen die Nachbarn, schon sehr alt ist. Am nächsten Abend sind wir da und zahlen Eintritt. Die Musik enttäuscht, Charlie nicht. Eine falsche Bestellung gießt er ungerührt in die Ecke. Nach der Vorstellung gehen wir die North Rampart Street ein zweites Mal bis zum Hotel zurück und dort, wo sie in die Canal Street mündet, bleiben wir lange vor den vernagelten Eingängen vom Saenger Performing Arts Center stehen, einem fulminanten Backsteinbau, den Peter Behrens nicht eindrucksvoller hätte

entwerfen können. „On Rampart“, erzählt Randy Fertel, dessen Vater 1969 als Gorilla Man für die Bürgermeisterwahlen kandidierte, haushoch verlor und trotzdem (und einmalig in der Geschichte von New Orleans) sein Wahlversprechen hielt und dem Audubon Zoo zwei Gorillas spendierte, „on Rampart sang ein Junge namens Louis Armstrong für Münzen, und er sang so gut, dass die Leute Jelly Roll Morton aus Storyville herbeiholten, damit er ihn singen höre.“

Bisher bewegen wir uns noch immer in dem Stadtbereich südlich der gelben Linie, die Reed Kroloff, Dean der Architekturfakultät an der Tulane University, für uns in den Stadtplan eingezeichnet hat. Unterhalb dessen befindet sich der als sicher geltende, höher liegende Teil der Stadt. Die gelbe Linie, das sei auch die Grenze der historischen Ansiedlung, erklärt uns Ray Manning anhand einer Karte von 1870. Ray Manning ist ein wichtiges Mitglied in der städtischen Planungskommission, die den schönen Namen trägt „Bring New Orleans Back“. Sie wurde schon wenige Tage nach dem Sturm gegründet (die meisten ihrer Mit-





glieder waren noch in Dallas) und hat ihre Arbeit mit ganz anderen Vorstellungen begonnen. Wie es scheint, weicht sie allmählich dem Druck von außen. Wer immer auch heute davon redet, die Stadt auf ihre sicheren Grenzen zurückzubauen und die überschwemmten Bezirke zu einem Irrtum der Stadtentwicklungspolitik zu erklären, glaubt sich mit der Geschichte als Argument sogar auf kulturell abgesichertem Terrain. So vor allem das Urban Land Institute, eine eigennützige Vertretung von Bauunternehmern und Architekten, die im November 2005 mit einem fertig ausgearbeiteten Katalog von Empfehlungen anreiste. Von der Glaubenssatzung her sind es Parteigänger der New Urbanists, und das sagt beinahe schon alles. Das Wort Katalog muss man hier wörtlich nehmen. Von einer am Ort gewachsenen Geschichte und Kultur halten sie nichts. Der Schein muss gewahrt werden, und für alles andere gibt es vorgefertigte Typenhäuser.

Am nächsten Morgen fahren wir mit dem kleinen roten Roadster in die gefährdeten Gebiete. Auch wenn man selbst fährt, unbeholfen, ortsunkundig, fühlt man sich eingebun-

den in die musikalische Phrasierung des Verkehrs. Präsident Bush war übrigens am gleichen Tag hier. Er verkündete: „New Orleans is a city America couldn't do without.“ Und legte sich dabei einen Balken über die Schulter. Nicht nur er, auch die Geschichte belegt, wie oft Amerika diese Stadt lieber losgeworden wäre.

Wir fahren durch Straßen mit weit gestreuten kleinen Häusern, gehen zwischen entwurzelten Bäumen, sehen häufig das gleiche verschimmelte Interieur, von dem nur die blank geputzten Messingventilatoren erhalten sind. Nie zuvor hatte ich die Körperlichkeit des Windes gesehen. Wie eine übermächtige Hand hat er die Dächer nur leicht eingedrückt und dann ganze Häuser einfach um zehn oder zwanzig Meter verschoben. An den Wänden stehen die in ein Kreuz eingeschriebenen Protokolle der Rettungsgesellschaften: vier gerettet, ein Toter, one cat resqu'd, no dogs found.

Die, die hier lebten und ohne Mittel nicht zurückkehren können, haben, so jedenfalls schreiben die Zeitungen, offiziell keine Stimme. Aber ihre Stimmen sind nachzulesen



in den Veröffentlichungen der Neighbourhood Story Project Books. Eins beginnt so:

Du siehst dir das Getto an und du findest nichts, und wenn du was findest, findest du's Mist.

Doch das Getto ist nicht nur Dealer und Schüsse, an guten Tagen sind's Partys und Küsse.

Wo sonst kannst du zwei schwarze Kinder seh'n, die zusammenstehn und darüber lachen, wie sie ihre ersten Millionen machen, um zu leben, wie die anderen auch, sie zählen drauf, aber irgendwann geht ihnen auf, hier müssen sie raus.

Sie werden ihre Wurzeln nicht vergessen, groß werden heißt nicht immer vergessen, wo man groß geworden ist ...

Die Bücher sind von Schülerinnen der John McDonogh Senior Highschool geschrieben. Man könnte jede andere Passage zitieren, immer dominiert der Rhythmus der Erzählung über die Erzählung selbst. Sonderbar berührt, dass

sie sich selbst, ob in den kleinen Häusern im Lower Ninth Ward oder in der Sozialsiedlung Lafitte, als Leute im Getto definieren, was ihnen von außen nahe gelegt wird. Dennoch beginnt Waukesha Jackson ihren Lebensbericht mit dem Satz: „I want to thank God first for keeping me here.“ Auch das lässt sich singen.

Wir haben unsere fünf Tage so geplant, dass wir das jährliche Jazzfestival noch erleben. In den Büchern steht, kein Festival ohne Wolkenbruch. Das bewahrheitet sich. Am Morgen ist das Café du Monde an der Decatur Street überfüllt. Ein Stück weiter unten, im Straßencafé am Market Place, packen die Musiker gerade ihre Instrumente aus. Stumme Musik, wenn man zusieht, wie einer nach dem anderen eintrifft und die Riemen löst und die Freunde begrüßt und die Basecap zur Seite dreht und den Rhythmus anklopft. Wir hätten gern französisch gefrühstückt, aber heute gibt es English Breakfast. „We only have one offer, makes it easier for the cook you know.“ Der uns bedient ist die Freundlichkeit selbst und heißt Bill. „Come back any time“, sagt er. „We will Bill.“





Nördlich der gelben Linie ist New Orleans durch Sturm und Flut nahezu unbewohnbar geworden. Die historischen Stadtteile südlich davon sind kaum oder überhaupt nicht beschädigt.